



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kleine ästhetische Streifzüge. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Handwerker sind etwas nach der Schablone gearbeitet. Ludwig entlehnt fast regelmäßig von den Eigenthümlichkeiten des Handwerks die Physiognomie und Haltung der Person. Das macht im Anfang Spaß, aber zuletzt wird es ermüdend, abgesehen davon, daß es gegen die Wirklichkeit verstößt.

Wenn die Verwandtschaft mit Jeremias Gotthelf in der Natur der beiden Männer liegt, so ist das Verhältniß zu Auerbach mehr äußerlich. Auerbachs Schriften haben auf Ludwig sehr bedeutend eingewirkt und nicht immer zu seinem Vortheil. Namentlich hat er sich von ihm die Maxime des *fabula docet* angeeignet d. h. wenn er einen interessanten Zug erzählt hat, so macht er den Leser auf die allgemeine Regel aufmerksam, die darin liegt und sucht dieser Regel die möglichst bedeutende Form zu geben. Unsere Dichter sollten ihrem Publicum mehr zutrauen. Wenn das Bild, das sie geben, wirklich bedeutend und naturtreu ist, so wird der Leser schon dahinter kommen was sie eigentlich meinen. Bei Auerbach ist diese Methode natürlich, denn er sieht die Regel vor dem einzelnen Fall, oder wenn das nicht, er faßt den empirisch aufgenommenen einzelnen Fall sogleich in der Form der Regel, und so schöne Farben er zu finden weiß, die Reflexion ist ihm doch die Hauptsache. Bei Ludwig dagegen ist die Reflexion künstlich gemacht und nebenbei ist das Aperçu nicht seine Stärke; sein Ausdruck, in der Erzählung so kräftig und bezeichnend, wird unbehilflich, sobald er seine Gedanken zusammendrängen will. Er ist Dichter genug, um mit Ruhe das Geschäft des Commentators seinen Kritikern überlassen zu können.

Der Dichter schafft nicht, wann und wie er will. Möchte die Gunst des Himmels, die Ludwig vielleicht mehr als irgend einen andern deutschen Dichter befähigt hat, starke Leidenschaften, düstere und heitere Stimmungen mit hinreißender Kraft zu verstümmeln, ihm das Glück verleihen, ein harmonisches Gebilde zu schaffen, das, gleichviel ob komisch oder tragisch, den Frieden und die Gesundheit unter den Menschen vermehrt. Sein Name wird dann unter den besten unserer Literatur genannt werden. J. S.

Kleine ästhetische Streifzüge.

2.

Indem wir eine Reihe von Commentaren über frühere Dichtungen anzeigen, eine Gattung der Literatur, die so recht unsere Zeit charakterisirt, beginnen wir mit einem Werk strengster Gelehrsamkeit: Des Minnesangs Frühling, herausgegeben von Carl Lachmann und Moriz Haupt (Leipzig, Hirzel). Es sind die Lieder aus der ersten Periode des Minne-

rangs, kritisch gesichtet und mit einer großen Zahl kritischer und historischer Anmerkungen versehen. Haupt hat die Verlassenschaft seines verstorbenen Freundes in einer Weise zur Geltung gebracht, wie es unter den Lebenden vielleicht nur ihm möglich war. Es ist indessen nicht im entferntesten unsere Absicht, auf den Schatz reichster und tiefster Gelehrsamkeit hinzuweisen, der sich in dem Text wie in den Anmerkungen versteckt; die Zahl derer, die diese Arbeit zu würdigen im Stande sind, ist in Deutschland nicht groß: wir haben nur unser Publicum im Auge, an das der Herausgeber doch auch gedacht hat. Es ist eine schön ausgestattete, correcte Ausgabe von Dichtungen, die sich zum Theil an innerm Werth den besten aller Zeiten an die Seite stellen und wir können das Bedauern nicht unterdrücken, daß der Genuß derselben verhältnismäßig nur Wenigen zu Theil wird. Die altdeutschen Studien haben in dem beschränkten Kreise der strengen Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten an Breite und Tiefe unendlich gewonnen, die Theilnahme des größern Publicums aber hat nicht im gleichem Maß zugenommen, wir möchten eher glauben, daß sie im Abnehmen ist. Wenn man nun bedenkt, eine wie geringe Mühe dazu gehört, der Sprache so weit Herr zu werden, daß man mit einiger Beihilfe die altdeutschen Dichtungen wenigstens besser versteht, als aus den neuhochdeutschen Nachbildungen, in denen der eigentliche Duft der Poesie verloren gehn muß, so wird man nothwendig zu der Frage getrieben, ob für die Ausdehnung dieser Studien auf einen größern Kreis nicht etwas geschehn kann? Es gibt, so viel wir sehn, nur ein Mittel: die Einführung des Altdeutschen als ordentlichen Unterrichtsgegenstands in die Gymnasien. Wenn man früher, wo der Germanismus eine Modefache war, die classischen Sprachen durch das deutsche Alterthum verdrängen wollte, so war das freilich ein arges Mißverständnis, aber dies Studium erfordert, wenn man es durchaus praktisch treibt d. h. ausschließlich auf die Erleichterung der Lectüre Rücksicht nimmt, und die philologischen Feinessen bei Seite läßt, keine übermäßige Zeit, und manche Lehrgegenstände würden eine Beschränkung zulassen z. B. die sogenannten deutschen Aufsätze in den obern Classen, die in der Regel doch nur die Schüler veranlassen, über Dinge zu urtheilen, die sie nicht kennen. Wir besitzen bereits eine reiche Bibliothek correcter Ausgaben, es wäre zu wünschen, daß diese nicht bloß auf die Studirstuben der Gelehrten eingeschränkt blieben.

Eine dankenswerthe Gabe sind die vermischten Aufsätze zur Literaturgeschichte und Aesthetik von Professor Koberstein (Leipzig, Barth). Der hochverdiente Gelehrte hat in denselben die seit 1837 in dem literarischen Verein zu Naumburg gehaltenen Vorträge gesammelt. Die inhaltreichsten darunter sind eine Analyse der goetheschen Iphigenie, ein Vergleich derselben mit dem Drama des Euripides und der Nachweis, daß sie in der Hauptsache

deutsch gedacht und deutsch empfunden ist. Ferner eine historische Skizze über das allmälige Bekanntwerden Shakespeares in Deutschland und die Urtheile über ihn bis 1773. Manches davon hat der Verfasser in die neue Ausgabe seiner Literaturgeschichte aufgenommen, doch wird auch diese ausführlichere Behandlung den Freunden Shakespeares willkommen sein. Viel Sinniges und tief Empfundenes enthalten die beiden Abhandlungen über das gemüthliche Naturgefühl der Deutschen und dessen Behandlung im Liebesliede mit besonderer Beziehung auf Goethe, und: über die in Sage und Dichtung gangbare Vorstellung von dem Fortleben abgeschiedener menschlicher Seelen in der Pflanzenwelt. Besonders erfreut haben uns auch die Andeutungen über den erfolgreichen Antheil Preußens an der Neugestaltung der deutschen Literatur seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts.

An diese Studien schließt sich eine monographische Behandlung des herderschen Eid vom Oberlehrer Niemeyer (Gresfeld, Köhler) hauptsächlich wegen der fleißig durchgeführten Parallele zwischen der deutschen Umdichtung und dem Original.

Die Literatur über Shakespeare nimmt einen so ungeheuren Umfang ein, daß man jedes neue Werk mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet; dennoch haben wir eine neue Schrift, Vorlesungen über Shakespeare, seine Zeit und seine Werke, von Friedrich Kreyszig, erster Band (Berlin, Nikolai), mit großem Interesse gelesen. Der Verfasser lehnt alle Ansprüche auf eine gelehrte Forschung ab und wendet sich vorzugsweise an strebsame Dilettanten im guten Sinne, an Männer und Frauen, welche ihrem Shakespeare, ohne die Muße und Hilfsmittel zu langjährigen strengen Studien zu besitzen, doch einen nachhaltigeren Genuß verdanken möchten, als die unvermittelte und unvorbereitete Lectüre ihnen gewähren kann. Er hält sich im Allgemeinen auf dem Standpunkt von Gerwinus d. h. er geht nicht auf eine eigentlich künstlerische Analyse aus, sondern er betrachtet die Dramen wie ein fertiges Naturproduct und weist nach, einen wie unendlichen Schatz glänzender Charakteristik, tiefer Empfindung und vollendeter Lebensweisheit wir daran besitzen. Bei dem scharf ausgeprägten gesunden Menschenverstand des Verfassers, bei seinem warmen Schönheitsgefühl und seinem strengen sittlichen Ernst wird diese Lectüre auch für diejenigen anziehend sein, die sich bereits selber ein fertiges Urtheil gebildet zu haben glauben. Mit den Urtheilen stimmen wir fast durchweg überein, auch mit den treffenden Seitenhieben auf Zustände der Gegenwart. Die Form ist leicht und unterhaltend; etwas mehr Concentration wäre zu wünschen gewesen.

Mit Adolph Strodtmann: Heinrich Heines Wirken und Leben dargestellt an seinen Werken, stimmen wir in den Grundanschauungen fast durchweg nicht überein. Er ist für den Fortschritt der Menschheit durch Revolutionen, für die Poesie des Welt Schmerzes, zu deren Träger nach ihm

ganz besonders die Juden berufen sind, für die Emancipation der Frauen und ähnliche Dinge, in denen wir nur Symptome einer weit verbreiteten Krankheit erkennen; aber es hat uns doch gefreut, daß bei redlichem Willen auch die entgegengesetztesten Standpunkte im Ganzen auf ein ähnliches Resultat führen. Auf Einiges hat der Verfasser aufmerksam gemacht, was bisher weniger beachtet wurde. Wenn er z. B. die beiden ersten Tragödien überschätzt, so hebt er ganz richtig die antichristliche Weltanschauung derselben hervor, die in den spätern Dichtungen Heines immer wiederkehrt. Er macht auf den Einfluß der Rachel aufmerksam, motivirt die ersten Welterschmerzgedichte durch eine unglückliche Liebe, von deren Beschaffenheit wir uns bei Heine freilich keine rechte Vorstellung machen können, nimmt in der Polemik gegen Börne für Heine Partei und zeigt, daß auch in seinen letzten Jahren von eigentlicher Bekerung nicht die Rede ist: Heine brachte es nie zum Glauben, sondern nur zur Sehnsucht nach einem Glauben, mit der er eigentlich schon begann.

Von Dr Ludwig Eckardt zu Bern liegen uns mehre ästhetische Versuche vor, zunächst eine Studie: Die theistische Begründung der Aesthetik im Gegensatz zur pantheistischen. Es wird uns darin mitgetheilt, daß bereits eine theistische Schule der Aesthetik besteht, zu welcher außer dem Verfasser namentlich Carrière, Fichte, Wirth, Weiße und Ulrici gehören sollen. Gegner ist namentlich der Pantheist Vischer, der übrigens im Ganzen sehr höflich behandelt wird. Das Büchlein ist deshalb merkwürdig, weil es zeigt, wie wenig mitunter selbst Docenten der Philosophie wissen, um was es sich eigentlich handelt. Mit dem unglückseligen Stichwort des Pantheismus sollte man endlich ein Ende machen. Im eigentlichen Sinn könnte man nur denjenigen Dichter einen Pantheisten nennen, der innerhalb der sittlichen Welt über das Urtheil auf das, was göttlich oder ungöttlich, gut oder böse ist, verzichtet. Solche Dichter gibt es allerdings, aber sie machen eine Ausnahme und gehen nur selten auf die letzten Consequenzen ihres Princips ein. Gewöhnlich aber versteht man unter Pantheismus etwas Anderes, nämlich die Fähigkeit des Dichters, in allen Gegenständen, wie gering sie auch sein mögen, Spuren des göttlichen Lebens zu entdecken d. h. mit andern Worten, sie für fähig des Ideals und der poetischen Behandlung zu erklären. Dieser Begriff des Pantheismus ist viel weniger dem Christenthum und dem Theismus überhaupt, als vielmehr dem akademischen Idealismus entgegengesetzt. Für den letzteren sind nur gewisse Dinge salonfähig, während der echte Dichter sich dreist in den Strom des allgemeinen Lebens taucht, fest überzeugt, daß der Geist alles Dasein durchdringe. Was nun den Theismus betrifft, so muß man unterscheiden zwischen dem frommen Glauben, der, von der Vorsehung Gottes überzeugt, dennoch seine Wege

unerforschlich findet, und der zudringlichen Religiosität, die dem lieben Gott in die Karten gesehn hat und genau zu erklären weiß, was jeder Schritt bedeute. Die erstere Form des Glaubens verträgt sich nicht nur mit der Poesie, sie gibt ihr erst die höhere Weihe, die letztere dagegen unterdrückt das reale Leben mit seinen Conflicten zu Gunsten einer vermeintlichen supra aturalistischen Weltordnung, die sie in letzter Instanz aus der bloßen Einbildung nimmt. Diese Form ist zwar an und für sich nicht unfähig zur Poesie, wie das Calderon beweist, aber nur in einer Zeit, wo jener Theismus wirklich das herrschende Lebensmotiv, also im gewissen Sinn wieder eine Realität ist, nicht in unserer realistischen Periode, wo man den Sinnen, dem Verstand und dem Herzen sich vergebens bemühen würde einzureden, daß die Wirklichkeit eine bloße Illusion sei. — Ein lutherisch-evangelischer Pfarrer, Dr. Lie betrut in Potsdam, hat eine Abhandlung über eine heilige Natur- und Kunstanschauung in und gemäß der Schrift mit einem Excurs begleitet über die Kunstrichtung Goethes und seiner Zeit, der sich — übrigens in höflichen Formen, was man bei dieser Schule anerkennen muß — ziemlich bitter über den abstracten Cultus der Schönheit beschwert, in welchem Goethe befangen war. Was er sagt, ist keineswegs ganz unrichtig, es lag in dem Princip unserer Kunstperiode ein großer Mangel. Aber wir verstehen nicht recht, was das neumodisch lutherische Christenthum für einen Zweck damit verbindet, das Publicum fortwährend daran zu erinnern, daß fast alle großen Dichter, Künstler, Philosophen, Gelehrte u. s. w. Deutschlands diametral das Gegentheil von dem empfunden und gelehrt haben, was es selber lehrt und empfindet. Die Sache ist vollkommen richtig, aber wem wird damit ein Paupertätszeugniß ausgestellt? jenen Männern, auf die Deutschland noch immer stolz ist, oder diesen neumodischen Aposteln, welche als Beleg für die Stärke ihres Glaubens höchstens die Armuth ihres Geistes aufweisen können. —

In einer andern kleinen Schrift (Jena, Hochhausen) gibt Eckardt Anleitung dichterische Meisterwerke auf eine Geist und Herz bildende Weise zu lesen und sich dauernd anzueignen. Viele von den darin mitgetheilten Bemerkungen sind ganz richtig, aber über die Pedanterie eines Mannes, der für Shakespeare, Goethe und Schiller warme Verehrung empfindet, muß man doch erstaunen. — Noch mehr erstaunt man im 7. und 8. Hestchen der Erläuterungen zu den deutschen Classikern (Jena, Hochhausen) über Eckardts Commentar zum Fiesko. Daß man in den frühern Dichtungen Schillers, die als Ganzes durch und durch verfehlt sind, auf die einzelnen Stellen hinweist, in denen die geniale Kraft des Dichters mitunter stärker als in den spätern Dramen hervortritt, ist in der Ordnung, aber nach Eckardts Commentar sollte man annehmen, es handele sich hier um ein Meisterstück, in welchem die weisesten und tieffinnigsten Ideen nachzuweisen seien. So haben

doch nicht einmal die Zeitgenossen geurtheilt und es ist auch noch heute, wo es an sogenannten Genies, die ihre unreife Bildung für eine Folge ihrer natürlichen Kraft halten, nicht fehlt, nothwendig, fortwährend darauf zurückzukommen, daß Goethe in seinem Urtheil über jene drei Stücke vollkommen Recht hatte, daß sie trotz der einzelnen genialen Züge als Ganzes betrachtet schlecht und verwerflich sind. Uebrigens hätte sich Eckardt bei seinem Eifer, alles, auch das Unnöthigste zu erklären, wol die Mühe geben können, Einzelnes zu übersetzen, was in der That der Erläuterung bedarf, er hätte uns z. B. sagen können, was ein confiscirter Mohrenkopf ist.

In denselben „Erläuterungen zu den deutschen Classikern“ finden wir zwei neue Commentare des fleißigen Dünker: zu Meisters Wanderjahren und zu den Wahlverwandtschaften. Die erste Abhandlung haben wir schon in etwas andrer Form 1849 gelesen. Dünker hat mit seinem gewohnten Scharfsinn auf einige wesentliche Punkte für das Verständniß des großen Dichters aufmerksam gemacht z. B. S. 113, daß der Erzählung des Fremden wahrscheinlich die Erzählung zu Grunde liegt, welche Goethe in Italien in einem englischen Zeitungsblatt gefunden: ein Frauenzimmer war ins Wasser gefallen u. s. w. Ferner S. 5, daß die Figur des Architekten wahrscheinlich einem wirklichen Architekten nachgebildet ist, den Goethe 1808 kennen gelernt; S. 21: „Ueber Ottiliens Geschick in weiblichen Handarbeiten erhalten wir nur kurze, aber ausreichende Andeutungen; sie weiß sich ihre Kleider selbst zuzuschneiden“ u. s. w. — Auf derselben Seite: „Mit Charlotten sehen wir sie an der für den Architekten bestimmten Weste stricken. Die bei dieser Gelegenheit gemachte Bemerkung (S. 208), eine solche Gabe sei die angenehmste, die ein liebender, verehrender Mann erhalten könne, da er sich schmeicheln dürfe, das Herz werde bei einer so anhaltenden Arbeit nicht ohne Antheil gewesen sein, erinnert an manche Aeußerungen in Goethes Briefen an Frau von Stein, der er einmal schreibt: Ihre Weste trage ich bei jeder Feierlichkeit, ich möchte ein ganzes Gewand haben, das Sie gewoben und gewirkt hätten, um mich drein zu wickeln. Vgl. auch B. 18, 228 ff.“ Mitunter hadert Dünker mit seinem Dichter, z. B. S. 114: „Es ist auffallend, daß der Dichter hier nicht gleich das Alter des Gärtners hervorhebt, wodurch sich die Redseligkeit desselben bestens erklärt.“ Im Allgemeinen aber begnügt er sich damit, was der Dichter bereits erzählt, noch einmal mit gleicher Ausführlichkeit nachzuerzählen, und erreicht dadurch den gewiß beabsichtigten Zweck, durch den Contrast der Schönheit der goetheschen Erzählung ein Relief zu geben. — Sollte aber Dünker mit seiner Gründlichkeit nicht die größere Aufgabe sich stellen, in Goethes Leben die noch immer unaufgeklärten Punkte zu behandeln? Goethe trug z. B. eine Flanelljacke, wie Dehlenschläger und Riemer berichten; wo hat er diese gekauft, und was ist daraus geworden? Diese und

ähnliche Fragen wären ein geeigneter Tummelplatz für Dünkers Scharfsinn; Goethes Geist zu messen, liegt weniger in seinem Horizont. S. 73 sagt er von Charlottens Aeußerung: „Es gibt gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen; es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint, und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns geberden, wie wir wollen;“ — sie sei nichts weniger als die Ansicht des Dichters selbst. Sie ist aber wirklich die Ansicht des Dichters, ja sie ist das Grundthema seiner gesammten Dichtung, Goethe hat es nicht einmal, sondern hundertmal gesagt. Und wol mochte er so sagen: sein Stern schien ihm die höchsten Bahnen anzuweisen, und Christiane Vulpius wurde seine Frau und Dünker, der Iedernste aller Pedanten, sein Apologet.

J. C.

Hamburgs geistiges Leben.

2.

Literarische Vereine. Leseinstitute und Presse. Naturwissenschaftliche Institute.

Begreiflicherweise genügen die wissenschaftlichen Büchersammlungen nicht für den Lesebedarf in Hamburg. Sie bieten nicht den gesuchtesten Lesevorrath, die Belletristik; und so sind schon lange verschiedene Vereinsleihbibliotheken und Lesezirkel ins Leben getreten. — Es hat daher der Bibliothekar der Stadtbibliothek nicht mehr nöthig, wie 1794 Professor Gieseke that, eine Anzeige für seine Mitbürger zu veröffentlichen, um zu erklären, daß diese Büchersammlung nicht mit einer Leihbibliothek zu verwechseln sei.

Schon um 1789 bildete sich „die Harmonie“, ein Verein von Kaufleuten, die bedacht waren, die Vortheile geselliger Vereinigung durch geistige Interessen zu verstärken. Aus dem beständig unterhaltenen Lesevorrath erwuchs allmählig eine nicht unbedeutende Bibliothek. Ebenso gelangte ein anderer Kreis, der Club der Freundschaft, zu einer ansehnlichen Büchersammlung. Die erstere zählte vor dem Brande etwa 7300, die zweite 3000 Bände. Beide wurden damals ein Raub der Flammen. Doch haben sich diese Institute bald wieder mit neuer Kraft gehoben, und die Harmonie hat jetzt schon wieder eine Bibliothek von etwa 3000 Werken, über die ein von ihrem derzeitigen Bibliothekar Dr. Hoffmann angefertigter, gedruckter Katalog existirt.

Neben diesem Institute ist mit dem Jahre 1850 „die Lesehalle“ entstanden, die in vielen Städten Deutschlands ihres Gleichen suchen wird. Seit 1855 besitzt diese Gesellschaft ein geräumiges eigenes Gebäude, das einen großen

1858. VI. 1858. 1858.